

Sie wollen helfen, nicht zwingen

Silas und Tamara Schwarz haben einen Teenager aus Afghanistan aufgenommen. Aus purer Nächstenliebe, ohne Berechnung.

Silas Schwarz sitzt entspannt im Lehnstuhl des Wohnzimmers. Seine Frau Tamara ist bei der Arbeit, sein Besuch kümmert sich derweil um die beiden Kinder, damit er IDEA seine Eindrücke schildern kann. Der ältere Sohn Levi ist zwei Jahre alt, Alexis erst sieben Monate. Seit eineinhalb Jahren gehört auch ein Pflegesohn zur Familie Schwarz. Er stammt aus Afghanistan, kam im Alter von 13 oder 14 Jahren als unbegleiteter Minderjähriger in die Schweiz – kurz UMA –, lebte zuvor im Erlenhof, einem betreuten Wohnangebot, das von Sozialpädagogen begleitet wird, und zog schliesslich im Alter von 16 Jahren bei der Familie Schwarz ein. „Wir hatten Platz und Ressourcen und stellten uns vor, dass es für unsere Kinder eine gute Möglichkeit sein könnte, früh zu lernen, was es bedeutet, jemandem die Tür zu öffnen und ihm Hilfe anzubieten.“ So pragmatisch beschreibt der 34-jährige diplomierte Sozialarbeiter seine Motivation, sich auf das Projekt einzulassen. Durch sein Studium der Sozialen Arbeit war er zusätzlich sensibilisiert. Im Sommer ist der Pflegesohn 18 Jahre alt geworden. Ein halbes Jahr wird er noch bei den Schwarzens bleiben, bis er seine erste eigene Wohnung beziehen kann.

Horizontenerweiterung trotz Sprachbarriere

Silas und Tamara Schwarz bereuen nicht, dass sie inmitten der entscheidenden Familienphase ein Pflegekind aus einer anderen Kultur aufgenommen haben. Vielleicht hängt das auch mit dem Stellenwert der Familie in Afghanistan zusammen. „Der Kontakt war von Beginn an von Wertschätzung geprägt. Unser UMA hatte



Silas und Tamara Schwarz mit ihren beiden leiblichen Söhnen.

eine gute Art, unseren Sohn relativ bald schon in den Arm zu nehmen,“ berichtet Silas. Die Kinder hätten auch miteinander kommuniziert und sogar die Namen voneinander gelernt. „Das ist schon etwas Spezielles“. Wobei die Sprache doch eine der grössten Herausforderungen darstellt. Der Pflegesohn spricht Paschtu, eine indo-iranische Sprache, für die es im Internet noch kein Tool gibt, um Begriffe ins Deutsche zu übersetzen. „Es hat sich immer wieder gezeigt, dass wir uns nicht verstehen. In solchen Situationen mussten wir uns zusammensetzen und überlegen, wie wir einen Weg finden.“ Abgesehen von der Sprachbarriere ist die Anwesenheit des Pflegesohns aber auch eine Horizontenerweiterung. „Er spielt Cricket und hat uns regelmässig zu seinen Sportevents eingeladen.“ Einmal seien sie als Familie sogar eingeladen worden, mit der Mannschaft zusammen an einem Turnier mitzuspielen, erzählt Silas. So

erhielten sie einen Einblick in eine völlig andere Welt. Und es wurde geschätzt, dass sein Umfeld sehen konnte, dass er in der Pflegefamilie gefördert und in seinen Ressourcen unterstützt wird.

Öffentlicher Glaube, aber kein Zwang

Dass Familie Schwarz einen UMA aufgenommen hat, ist nicht nur beruflich begründet, sondern auch ihrer Lebenseinstellung geschuldet. „Unsere Werte sind ganz stark durch den christlichen Glauben geprägt. Daraus ergeben sich Nächstenliebe, Grosszügigkeit, Freundschaft“, sagt Silas. Seine Frau teile diese Werte, was sicher die Basis dafür geschaffen habe, dass beide dem Projekt gegenüber offen waren. Der Glaube ist zwar Ausdruck ihres Lebens, tangiert den Pflegesohn aber nicht stark. „Unsere Handlungen werden sicher motiviert durch unsere Werte, aber wir sind nicht von dem Hintergedanken befangen, dass wir unser

Pflegekind auf den richtigen Weg führen müssten. Wir sind nicht ins Projekt eingestiegen, damit unser Pflegekind später Christ wird.“ So darf er seinen eigenen Glauben leben. Beim Fasten wird er unterstützt und wenn er mit der Familie am Tisch sitzt, verzichtet diese freiwillig auf Schweinefleisch. Christliche Rituale wie Tischgebete oder das Singen vor dem Zubettgehen pflegen Schwarzens hingegen bewusst öffentlich, auch wenn sie keine Erwartungen haben, dass der Pflegesohn partizipiert. Er muss auch nicht mit zur Kirche, kommt aber ab und zu freiwillig mit, wenn nach dem Gottesdienst gemeinsam gegessen wird. Die Gespräche dort sind niederschwellig, drehen sich um seine Interessen und ermöglichen es ihm, seine Sprache zu verbessern. So kann er auf natürliche Art und Weise Beziehungen knüpfen.

Pflegefamilien sind ein Erfolgsmodell

Silas Schwarz hat seine Bachelorarbeit der „Platzierung von UMAs in Gastfamilien“ gewidmet. „Es ist ein sehr erfolgreiches Modell, wenn man es in seiner Breite umsetzen kann“, sagt er. Und ergänzt: „Ich finde, dass dem Kindeswohl in diesem Rahmen am besten Rechnung getragen werden kann im Vergleich zu den übrigen Möglichkeiten der Unterbringung wie Asylcamps oder WGs.“ In einer Gastfamilie ist die Betreuung individueller und einfacher als bei einer Betreuung durch ein Amt, das sich um 20 Fälle kümmern muss. Die Schwelle, sich anzuvertrauen, ist tiefer, wenn man sein Gegenüber persönlich kennt. Und die Jugendlichen sind in einem Familiengebilde eingebunden, wo sich nicht nur Sozialpädagogen, sondern Menschen aus unterschiedlichsten Berufen kümmern. Nach diesen Worten ist wohl nicht auszuschliessen, dass nach dem Auszug des Pflegesohns wieder ein neuer UMA im Hause Schwarz nachrückt. (dr) ●

„Es gibt mehr Anfragen als Angebote“

Das Jugendsozialwerk JSW des Blauen Kreuzes sucht Pflegefamilien. Etwa die Hälfte von ihnen hat einen christlichen Hintergrund. Der Glaube stelle jedoch kein Problem dar, kontern die Anbieter einen Bericht der NZZ.

Die Voraussetzungen, um einen unbegleiteten minderjährigen Asylsuchenden (UMA) aufzunehmen, sind niedrig. „Ein eigenes Zimmer und genügend persönliche Präsenz. Das reicht“, sagt Gordana Möckli, die das Projekt „Familie auf Zeit“ leitet. Die Familie muss stabil sein, darf nicht von Arbeitslosigkeit, Verwahrlosung oder Suchtproblemen betroffen sein. Zugelassen sind auch Einzelpersonen. Trotz dieser niedrigen Schwelle verläuft die Suche schleppend.



Gordana Möckli

Vor 20 Jahren sei das anders gewesen, sagt Möckli, die selbst regelmässig Jugendliche bei sich aufgenommen hat. Damals gab es eine Warteliste. „Heute wäre ich froh, wir hätten mehr Plätze.“ Die Anfragen übersteigen das Angebot.

Da jeder UMA einen Beistand hat und Gordana Möckli wöchentlich Familienbesuche macht, wenn Bedarf oder Not besteht, ist das Engagement für Pflegefamilien überschaubar. Allerdings stammen viele Jugendliche aus fremden Kulturen wie Afghanistan oder Afrika. Sie können stark traumatisiert sein. Deshalb geht es in erster Linie darum, ihnen eine liebevolle Umgebung zu bieten. Wenn es zwischenmenschlich nicht passt oder eine Situation aus dem Ruder gerät, kann für einen Jugendlichen auch eine andere Lösung gesucht werden. „Dass es total eskaliert, ist noch nie passiert“, bilanziert Möckli.

Kein Problem mit christlichen Familien

Und dann wäre da noch die Sache mit dem Glauben. In einem Artikel vom 3. November vermutete die Neue Zürcher Zeitung, dass die Zahl freikirchlich geprägter Pflegefamilien überdurchschnittlich hoch sei, und befürchtete, dass die Jugendlichen missioniert werden könnten. Sie berief sich dabei auf die Soziologin Noëmi van Oordt, die den Evangelikalismus in der Pflegekinderhilfe erforscht. Gordana Möckli kann diese Vermutung nicht bestätigen und aktuelle Zahlen gibt es nicht. „Es ist eine Tatsache, dass viele Familien, die Pflegekinder aufnehmen, gläubig sind. Ich forsche aber nicht nach, in welchem Sinne und wie stark.“ Die Nächstenliebe biete natürlich eine hohe Motivation, sich für Bedürftige einzusetzen. Etwa die Hälfte der Familien, mit denen sie zu tun hat, würde sie als Christen bezeichnen. „Die Darstellung mit dem Glauben greift aber zu kurz“, so Möckli. Sie betont, dass die Pflegefamilien ihre gewohnten Rituale pflegen, diese ihren Schützlingen aber nicht aufzwingen würden. Im Gegenteil. „Wir haben sogar Familien, die muslimischen Jugendlichen einen Gebetsteppich besorgt haben, damit sie in ihrem Zimmer zu ihrem Gott beten können.“ Möckli selbst lebt ihre Berufung. Sie schöpft Kraft aus dem Glauben, praktiziert das Motto: „Geben ist seliger als nehmen.“ Und sie findet es genial, wenn die Jugendlichen eine Chance bekommen und sich entwickeln können. So manifestiert sich für sie christliche Nächstenliebe. (dr) ●

jsw.swiss